

St. Galler Kindheitserinnerungen

Autor(en): **Gero, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1970)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948627>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

St.Galler Kindheitserinnerungen

Eine meiner stärksten St.Galler Kindheitserinnerungen heftet sich an einen gewissen Wilhelm Jack Stüpfler, den man immer nur in einem abgeschabten Frack sah. Er hatte einen Sprachfehler, rotgeränderte Augen und war stets gutmütig, leider sogar etwas kriecherisch, aber dies mehr aus Furchtsamkeit als aus Verschlagenheit. Er besaß ein selten gutes Gedächtnis. Für ein Glas Apfelsaft sagte er zwanzig Jahreszahlen von Schlachten und anderen wichtigen Ereignissen aus der Schweizer Geschichte her, für ein Glas Wein fünfzig oder sechzig, dazu «Die Glocke» von Schiller, aber nicht nur so einfach vom Anfang bis zum Ende, sondern von hinten nach vorn. Um sein Leben zu fristen, trug er Zeitungen aus und reparierte als Autodidakt Wanduhren. Ich lief ihm oft wie ein Hündchen nach, und mir wurde es nie klar, ob er ein Genie oder ein Tölpel sei.

Die Frau eines Pfarrers im Thurgau – der Name der Gemeinde ist mir entfallen – war eine Tirolerin. Sie trug immer ein grünes Filzhütchen mit einer Feder drauf. In der Umgebung ihrer Gemeinde kannten alle die dralle Pfarrfrau. Eines Tages geriet sie aber außerhalb dieser Umgebung, und zwar mit zwei fetten Hühnern in einem Korb, die sie in St.Gallen auf dem Markt verkaufen wollte. Unterwegs wurde sie von der Polizei als Landstreicherin aufgegriffen. Kein Mensch wollte ihr glauben, daß sie die Frau eines Pfarrers sei. Einen Ausweis hatte sie natürlich nicht bei sich, und die beiden fetten Hühner machten sie nur noch verdächtiger. Schließlich wurde sie mitsamt ihren Hühnern von zwei Landjägern in ihr Dorf zurückgeführt. Da sollen der Herr Pfarrer und die ganze Gemeinde sehr

erboast darüber gewesen sein, hörte ich, daß man ihre Frau Pfarrer für eine Landstreicherin und Hühnerdiebin gehalten hatte; die Leute aus dem Dorf kamen nachher aus Groll während meiner ganzen Schulzeit nicht auf den Jahrmarkt nach St.Gallen.

Der Gefängnislehrer X mußte des Nachts oft mit dem Teufel kämpfen. Dabei ging es scharf zu. Doch sei er nie besiegt worden, behauptete er. Auf der Straße zog er nie den Hut, auch in den Wirtschaften nicht. Gedichte haben einen giftigen Schwanz, pflegte er zu sagen, und Musik einen giftigen Atem, Bilder einen giftigen Blick. Er hatte einen dicken Goldring am Finger, darauf einen Strahlenkranz, eine Art Heiligenschein, graviert, der ihm einmal erschienen war. Dasselbe Zeichen hatte er in Gold gestickt im Hut, ebenso auch im Mantelfutter. Im Wald leuchte sein eigenes Licht von seinem Haupte, erzählte er mir einmal, und im Zuchthaus wüßten es die Sträflinge alle, sie würden darum in seiner Gegenwart immer die Wahrheit sagen. Ich glaube, aus der Bekanntschaft mit diesem eigenartigen Mann entsprang die Luisa Capelli in meinem Schauspiel «Arasio».

Einer der Fensterputzer in der Kantonsschule in St.Gallen, in seinem Privatleben ein dekoriertes Kunstturner, liebte es, mit uns Schülern ins Gespräch zu kommen, und sagte einmal zu uns: «Ihr alle werdet es schon von Herrn Professor V. gehört haben, daß sich alle Zellen des menschlichen Körpers alle sieben Jahre erneuern. Wenn das wahr ist – und es ist wahr –, darf man auch alle sieben Jahre eine andere heiraten.» Wir sollten das, wenn wir erwachsen sind, nicht vergessen. Denn *die* hätte keiner geheiratet, wie sie nach sieben Jahren ist. Er zum Beispiel habe ursprünglich eine ehrliche Haut geehelicht, jetzt gefalle sie ihm aber nur noch halb, und wenn er am Ende der Ferien wieder zum Fensterputzen komme, werde er schon eine neue haben. Unser Französischlehrer, der das alles ungesehen mitangehört hatte, trat in diesem Moment vor und sagte uns nur so viel: Ja, der Fensterputzer habe insofern schon

recht, man komme tatsächlich als ehrliche Haut zur Welt, und es werde damit immer schlimmer. Dann ging er in seiner vornehmen Art langsam den Korridor weiter und verschwand.

Der Ingenieur M., der mit einer großen, dicken, gutmütigen Frau verheiratet war, erzählte mir in der Konditorei Pfund folgende Geschichte: Schon auf ihrer Hochzeitsreise hätten er und seine Frau ihren ganzen Leib in Quadrate eingeteilt und jedes Feld mit einer bestimmten Zahl benannt. Wenn es sie später juckte, sagte sie nur: Hansli, kratze mich auf Nummer 11. Einmal stritten sie, da schrie sie ihn an: Rutsch mir die 5 hinunter, du dummer Mensch, du schlappe 7!

Viele St.Galler werden sich noch an den guten Frischknecht erinnern, der von allen Hungerknecht genannt wurde. Sogar in seinen Ausweispapieren stand «Frischknecht, genannt Hungerknecht». Von Beruf war er Straßenkehrer, ein kleiner, magerer, immer heißhungriger Mensch. Er hatte seine Eltern mit drei Jahren verloren und mußte als Verdingkind jeden Tag bei einer andern Familie essen. Was er bekam, war ihm aber nie genug. Bei Bauersleuten stahl er sich oft heimlich zu den Schweinen und aß sich am Schweinetrog satt. Diesen Hunger, den er als Kind gelitten, konnte er sich noch als alter städtischer Arbeiter nicht abgewöhnen. In seinen freien Stunden ging er von einer Wirtschaft in die andere und verschlang die Reste von den abgegessenen Tellern. So lernte ich ihn kennen. «Hungerknecht, nimm!» rief ihn jemand und reichte ihm seinen Teller. Ich hatte großes Mitleid mit ihm und sah ihm von da an oft zu, wie er sachkundig die Straßen säuberte.

Der interessanteste und mir liebste unter meinen Kindheitsbekannten war Herr Tschümperli. Er hatte in seiner Jugend die Lehre bei einem Tierausstopfer gemacht und wanderte dann nach Australien aus. Den Australiern muß er als

etwas ganz Besonderes vorgekommen sein, denn sie bauten ihm nach einigen Jahren ein Museum, wo er seine ausgestopften Tiere in Reih und Glied ausstellen konnte. Als er später etwas Geld beisammen hatte, dachte er, er möchte in der Schweiz doch zeigen, was aus ihm geworden sei, und so kehrte er in seine Vaterstadt St.Gallen zurück.

Zuerst spielte er den großen Herrn, lud die Leute ins Wirtshaus ein und erzählte jedem, was für Ehren er in Australien genossen habe. Um sich in der Heimat besser einzuleben, nahm er ein schwarzhaariges Mädchen aus Graubünden, die Tochter eines armen Gemsenjähgers, zur Frau.

Doch sein Handwerk freute ihn zuhause nicht mehr wie früher. Wer würde auch nicht lieber Tiger und Känguruhs, Paradiesvögel und Klapperschlangen ausstopfen als nur Eichhörnchen, Eisvögel und alljährlich ein oder zwei Gemsböcke? Er verdiente wenig, verbrauchte viel, kurz, nach wenigen Jahren war es mit Herrn Tschümperli so weit gekommen, daß er seinen schönen großen Laden am Marktplatz aufgeben mußte und mit einem Wägelchen voll Habseligkeiten in einer der engsten Gassen der Stadt in einem Lädlehen zu ebener Erde landete.

Da lebte er ein Jahr nach dem andern. Im Winter sah ihn niemand, da schlief er fast immer. Im Sommer aber standen Fenster und Tür den ganzen Tag offen, und er hatte es nicht ungern, wenn sich die Leute vor ihn hinpflanzten und besonders wir Knaben unsere Arme stundenlang auf seinem Fenstersims verschränkten und ihn über alles mögliche ausfragten. Auf dem Fußboden seiner Stube, wo alles drunter und drüber lag, saß zu jener Zeit ein kleines Mädchen mit einem bleichen Gesicht. Frau Tschümperli kümmerte sich weder um das Kind noch um den ganzen seltsamen Hausstand, sie lag immer hinten auf dem Bett und glotzte in die Luft oder saß am Bettrand und putzte ihre Fingernägel.

Als ich an einem Nachmittag wieder einmal dem Tschümperli beim Vogelausstopfen zuschauen wollte, waren Tür und Fenster geschlossen, und alles war wie ausgestor-

ben. Die dicke Metzgersfrau nebenan, die den ganzen Tag unter der Ladentür stand und Wollstrümpfe strickte, fragte mich: «Du wolltest gewiß zu Herrn Tschümperli?» Und dann erzählte sie voll Schadenfreude, daß am Morgen die Gesundheitspolizei dagewesen sei und dem Familienglück ein Ende gemacht habe. Das Kind, das sonst vom Ungeziefer gefressen worden wäre, sei ins Waisenhaus gebracht und Herr und Frau Tschümperli ins Arbeitshaus abgeschoben worden. – Für mich war es ein Schlag! Herr Tschümperli war doch immer so vergnügt gewesen! Was konnte er nicht alles erzählen! Außerdem konnte er sich nicht nur mit ausgestopften, sondern auch mit lebenden Vögeln in allen Tonarten unterhalten. Auch hat er gutmütige und auffallend hübsche Manieren gehabt und war gegen alle Leute gefällig und liebenswürdig. Ich habe viele Schnurren und Geschichten und auch Märchen aus seinem Mund gehört. Da ich gerade Zeit habe, will ich eines davon erzählen, das vom General Spinnerich:

Es war einmal eine Spinne, die spann einen glänzenden Faden und webte daraus ein großes schönes Netz. Die Bäuerin wischte es aber weg, denn nichts konnte sie mehr verdrießen als ein Spinnennetz am Fenster. Das begriff die Spinne schließlich. Sie verzog sich auf die Tenne und spann dort in einem Winkel ein noch größeres und schöneres Netz. Die Bäuerin kam aber eines Tages herauf und wischte es wieder weg. Da schaute die Spinne die Frau bös an: «Wo soll ich denn mein Leben fristen! Ich will um deinen Hof einen Faden spinnen, daß weder du und dein Mann noch Kälber und Kühe, Mägde und Knechte wieder heraus können!» Die Spinne ging sofort ans Werk, spann einen dicken silbernen Faden, und als der um das ganze Gehöft reichte, legte sie sich alt und müde hin und starb. Sie hinterließ außer dem Faden eine Tochter. (Junge Leute vergessen schnell, was ihnen die Alten ans Herz legen, und auch die junge Spinne vergaß, was es eigentlich mit dem langen Faden für eine Bewandtnis hatte.) Sie sagte sich: «Hat meine selige Mutter einen Faden um den Bauernhof gesponnen, so bin ich wohl tüchtig genug, einen Faden um

das ganze Dorf zu spinnen.» Gesagt, getan. Und als sie mit ihrem Faden um das ganze Dorf fertig war, legte sie sich hin und starb. Sie hinterließ außer dem Faden eine Tochter. Die junge Spinne sagte sich: «Hat meine selige Mutter einen Faden um das Dorf gesponnen, so bin ich tüchtig genug, einen Faden um die ganze Welt zu spinnen.» Sie setzte sich ans Meer und spann einen dicken silbernen Faden um die ganze Weltkugel herum, dann legte sie sich, hochbetagt und müde, hin und starb. Sie hinterließ außer dem Faden einen Sohn. Als der junge Spinnerich sein Erbe besah, nahm er sich vor, den silbernen Faden auf eine Spule zu wickeln. Er wanderte um die ganze Weltkugel herum und wickelte den silbernen Faden, der kein einziges Knötchen hatte, auf eine Spule. Als er damit fertig war, ließ er sich ein prächtiges rotes Sammetjäckchen machen und fuhr zum König. «Herr König!» sagte er, «ich höre, es gibt Krieg, laßt mich allein gegen den Feind ziehen!» Und er zog wirklich mit seinem Silberfaden gegen den Feind, fing das ganze feindliche Heer in der Schlinge und brachte es dem König. Der war so froh, daß er Spinnerich umarmte und zu seinem General machte. Am liebsten wäre Spinnerich vor Freude darüber gleich über die Decke gelaufen, dann ging er aber wie andere Leute durch die Tür hinaus, ging heim, kaufte den Bauernhof, wo einst seine Urgroßmutter hauste, spann noch schnell ein schönes großes Netz vor jedes Fenster, und als es Nacht wurde, zog er sein rotes Jäckchen aus.

Bevor er das Licht löschte, dachte er bei sich: «Das hätte meine gute Urgroßmutter sich auch nicht träumen lassen, daß ich einmal in diesem Bett als General schlafen werde!» Dann legte er seinen Kopf auf dem Kissen zurecht und dachte: «Wie merkwürdig, daß ich mich noch nie schnarchen hörte. Wo ich doch so gute Ohren habe!» Dann legte er sich auf das andere Ohr und dachte noch: «Na, dann hört es eben ein anderer! Und wer es hört, hört heute einen General schnarchen! Gute Nacht!»

Marcel Gero